

jeder eine Meinung über Landabgabe. Viele äußerten sie auf Aufklebern auf dem Auto. Auch ich hatte eine Aufklebersammlung, aber auf der Innenseite meines Kleiderschranks, sodass nur ich sie sah. Rechte warnten vor noch mehr Terror, Linke vor der Kapitulation auf dem Weg zum Frieden. Es war für mich, wie für viele andere auch, nicht auf Anhieb verständlich, weshalb in Zeiten des Friedens immer mehr Anschläge kamen.

Dann kam die Nachricht über Rabins Ermordung. Der Schockzustand dauerte mehrere Tage an.

Kurz vor dem Purimfest 1996 wollte ich mit zwei Freunden nach Tel Aviv fahren, um originelle Kostüme auf dem Flohmarkt zu kaufen, denn Purim feiert man ähnlich wie Fasnacht. Doch meine Mutter meinte, es sei jetzt zu gefährlich, mit dem Bus zu fahren, besonders in Tel Aviv. Ich hätte sie vermutlich überreden können, aber die Mutter meines einen Freundes legte ebenfalls ihr Veto ein und sie hatte schon immer eine ausgeprägte diktatorische Neigung. Wir fuhren nicht.

Nur wenig später jagte sich ein Selbstmordattentäter an der Fußgängerampel an der Dizengofstraße in Tel Aviv in die Luft, wo wir sicher vorbeigekommen wären. Die Nachricht hörte ich aus dem Radio eines vorbeifahrenden Autos, als ich auf dem Fahrrad unterwegs war. Ich fuhr schnell nach Hause, um den Live-Bericht zu schauen. Ein Augenzeuge erzählte, dass der Kopf des Attentäters bis zum Geldautomaten geflogen sei und Innereien von Menschen überall herumlagen. Ich ekelte mich zutiefst.

Ich konnte nicht verstehen, wie tief der Hass in einem Menschen sein muss, der sich bewusst in den Tod begibt, um möglichst viele Unbekannte umzubringen. »Hassen sie uns wirklich so sehr?«, fragte ich mich. »Haben sie so viel Schlimmes erlebt, dass sie zur Märtyrerrache bereit sind? Sind sie vom Leben so verzweifelt?«

Langsam wurden die ersten Namen der Opfer bekannt gegeben. Unter den 13 Ermordeten waren auch drei 14-jährige Freundinnen aus einem Nachbarort. Sie hatten wie wir Purim in Tel Aviv feiern wollen. Sie waren bei den Pfadfindern, wie wir. Wir kannten sie nicht persönlich, wussten aber, dass wir im letzten Juli im selben Sommerlager bei Nazareth gewesen waren. Auch wir hätten unter den Opfern sein können.

Im Fernsehen folgten Videoausschnitte aus palästinensischen Städten. Frauen verteilten Baklava auf der Straße. Menschen klatschten mit ausgestreckten Fingern in runden Bewegungen in der typischen arabischen Freudengeste, Frauen ululierten. Ich war erschüttert, wütend. Meine Gedanken waren nun von Zorn geprägt, von schmerzhafter Enttäuschung und Trauer. Ich radelte zu dem Hügel, obwohl es schon fast dunkel war, und blickte wieder nach Samarien hinüber. In den israelischen Dörfern sprang gerade die gelbe Straßenbeleuchtung an, in der Ferne schimmerte Tulkarm in seinen weißen Neonlichtern. »Dann eben nicht«, dachte ich. »Es wird keinen Frieden mit Menschen geben, die solche monströsen Taten ausführen und es anschließend feiern. Lieber sollten wir uns voneinander trennen. Wenn wir die Gebiete, in denen sie leben, sowieso abgeben, sollte es eine richtige Grenze geben.«

Wie viele Jugendliche hörte ich gern den Rockstar Aviv Geffen. In seinem Lied »Shalom« drückte er die Skepsis für mich treffend aus:

Hallo Frieden, gut, dass du schon gekommen bist,
weil wir hier Angst hatten.
Hallo, Frieden, die Toten würden sterben, um dich heute zu sehen.
Kannst du jedoch die Klagemauer vom Blut reinigen?
Kannst du jedoch alle nach Hause zurückbringen?
Hallo, Frieden, bist du heute mit der Linie 5 hergefahren?
Hallo, Frieden, dich findet man nirgendwo mehr.¹

Nichts rechtfertigte in meinen Augen die Ermordung von Zivilisten, erst recht nicht von Jugendlichen. Wenn palästinensische Extremisten die Autonomiegebiete als Angriffsbunker ausnutzten, durfte es mit der Landabgabe nicht weitergehen. Ich wollte etwas dagegen tun.

Zwischen rechts und links

Vor den bevorstehenden Neuwahlen lud mich ein Klassenkamerad zur Likud-Jugend ein. Zusammen standen wir auf dem Unabhängigkeitsplatz in Netanya und verteilten Flyer. Wir trugen T-Shirts mit dem Aufdruck »Netanjahu. Wir machen einen sicheren Frieden«. Von der Notwendigkeit eines »sicheren Friedens« war ich überzeugt.

Anlässlich des Festes »Lag BaOmer« nahmen wir an einem zweitägigen Ausflug der Likud-Jugend zum Berg Meron teil. Benjamin Netanjahu kam ebenfalls und bedankte sich bei uns. Ihn live zu sehen, machte mich stolz, aber als ich die anderen Teilnehmer betrachtete, verstand ich, dass ich weder wirklich zu dem Profil der Likud-Jugend noch zu dem der Berg-Meron-Besucher passte. Die Feier besuchten fast nur Orthodoxe und die meisten Mitglieder der Likud-Jugend waren orientalisch-stämmig. Aufgrund meines aschkenasischen Aussehens und der fehlenden Kippa zeigte sich auf den Gesichtern der anderen eine gewisse Überraschung, als sie mich sahen.

Im Mai gewann Netanjahu die Wahlen. In den kommenden Jahren bis 2000 pendelten meine Positionen. Anschläge waren immer wieder wie Ohrfeigen im Halbschlaf, wurden aber seltener. In mir war die Hoffnung auf Frieden nicht gestorben und wir glaubten weiterhin, uns in einem Friedensprozess zu befinden. Auf der Innenseite meiner Schranktür überklebte ich die Aufkleber der Likud mit denen der linken Partei Merez.

Ein Unterricht für das Leben

Am Ende des neunten Schuljahrs an unserer Kibbuzschule mussten wir für die Bagrut, die israelische Hochschulreife, zwei Leistungskurse wählen. Die Arabisch-Grundkenntnisse aus den drei Pflichtjahren reichten mir nicht, denn ich wollte meine Nachbarn verstehen können, deshalb wählte ich den Arabisch-LK.

Im letzten Schuljahr machte unser Arabisch-LK eine Exkursion nach Wadi Ara, wo Araber und Juden nahe beieinanderleben. Wir setzten uns mit der Lebensrealität und mit der Frage der Identität auseinander. Unter anderem waren wir in Barta'a, einem geteilten arabischen Dorf. Die eine Hälfte befindet sich auf israelischem Boden, die andere im palästinensischen Autonomiegebiet.

Als ein örtlicher Redner zu lange vor der Moschee sprach, verschwand ich mit einem Freund in den Tante-Emma-Laden nebenan. Beim Kauf einer Coladose und einer Tüte *Bamba* – das sind Erdnussflips, die in Israel als Nationalsnack gelten – wurde ich mit zwei Tatsachen konfrontiert. Erstens: In den palästinensischen Gebieten waren die Produkte fast alle israelisch. Zweitens: Die gleichen Produkte kosteten etwa ein Viertel. Dass *Bamba* nebenan nur 1,5 Schekel kostete, ließen wir gleich die ganze Klasse wissen. Zwar verhinderte die Lehrerin, dass daraufhin alle Schüler in den Laden rannten, aber wir hatten etwas Wichtiges fürs Leben gelernt: Einkaufen bei Palästinensern lohnt sich.

An einem Aussichtspunkt erzählte unser Gastgeber, die roten Ziegeldächer würden sofort verraten, dass wir auf jüdische Ortschaften schauen. »Die Juden kommen aus Europa und dort sind Ziegeldächer typisch, zum Beispiel in Deutschland oder in der Schweiz«, erklärte er. Die Juden hätten diese Bauweise mitgebracht und daran könne man sehen, dass sie hier eigentlich ortsfremd seien. In den arabischen Orten gäbe es nur Flachdachhäuser, ergänzte er. Das klang im ersten Moment richtig. Während ich jedoch die weitläufige arabische Bebauung im Tal betrachtete, zählte ich viele rote Ziegeldächer. In einer der beiden jüdischen Ortschaften befanden sich dagegen zwei Häuserreihen mit flachen Dächern im Neubaugebiet.

Bei einem Jugendaustausch in Südwestfalen hatte ich ein paar Monate zuvor nur schwarze Ziegeldächer gesehen. Daher stellte ich unserem Gastgeber die Frage, ob die Häuser mit den roten Ziegeldächern unten nicht arabisch wären. Mit den Farben der Dächer in dem Teil Deutschlands, den ich kannte, wollte ich ihn nicht konfrontieren. Er lächelte und sagte, im arabischen Sektor in Israel würden die modernen Araber inzwischen auch rote Ziegeldächer wollen. Es wäre ein Statussymbol und letzten Endes ein Einfluss der Juden. In den palästinensischen Gebieten würden die Araber aber keine roten Ziegeldächer bauen. Dort wollten sie den Juden nicht zu sehr ähneln. Die Palästinenser in den Autonomiegebieten, fuhr er fort, würden über die israelischen Araber wegen ihrer roten Ziegeldächer lachen und sie als »veraschkenasierte Araber« bezeichnen.

Ich war erstaunt, dass die Araber uns besser zu kennen schienen, als wir dachten. Die Frage, ob die Juden im Neubaugebiet vom arabischen Baustil beeinflusst waren oder ob

ihre neue Bauweise eher bedeutete, dass sie im Land »angekommen« waren, hat mich später noch länger beschäftigt.

Zurück an der Schule fragten wir unseren Lehrer Hassan, ob er uns mitnehmen würde, denn unser Wohnort lag auf seinem Heimweg. Er nickte und wir stiegen in seinen grünen Honda Civic. Kurz vor der Schnellstraße fuhr plötzlich ein Traktor auf die Straße, obwohl wir Vorfahrt hatten. Geschickt wich Hassan ihm aus und schimpfte: »Wo kam dieser Sohn einer Hure her?« Auf Hebräisch.

Mir wurde bewusst, dass Hassan sehr tief im Hebräischen lebt. Er war ein gutes Zeugnis für seine Integration. Ich dachte über das umgekehrte Verhältnis nach und bemerkte, dass sehr viele Schimpfwörter, die wir Juden verwenden, arabisch sind. Im Schimpfen also klappte es wunderbar.

Im Auto lachten wir alle, samt Hassan. Ihm war aber nicht bewusst, dass wir aus zweierlei Gründen lachten. Abgesehen von der außergewöhnlichen Schimpferei aus dem Mund eines Lehrers war sein Satzbau so korrekt, dass ein Muttersprachler es nie so gesagt hätte. Ganz wie ein Jude war Hassan also doch nicht.

Mit dem Wind weggeflogen

Eine andere Lehrerin kannte meine politische Neugier. Nachdem ich mich bei Arbeiten für Themen wie »Die Rolle des Flüchtlings-Daseins in der palästinensischen Identität« entschieden hatte, wäre es auch schwer gewesen, diese zu übersehen. Eines Tages kam sie auf mich zu und erzählte, dass die Soziologielehrerin an einer Reihe von Begegnungen mit palästinensischen Kollegen und Kolleginnen teilnehmen würde. Meine Lehrerin fragte mich, ob ich zu ihrem nächsten Treffen nach Jerusalem mitfahren wolle.

Die Soziologielehrerin kannte ich nicht persönlich. Ich wusste nur, dass sie ihren Pudel überallhin mitnahm, sogar zur Toilette. Auf eine Fahrt mit dem Pudel hatte ich nicht wirklich Lust, aber die Gelegenheit schien mir interessant. Ich fuhr mit.

Die 100 Kilometer im Renault Clio waren schlimmer als erwartet. Der Hund kam vom Regen nass ins Auto, doch das war nicht das Schlimmste. Der arme Renault musste viel mitmachen, die Lehrerin benutzte nämlich nur die ersten drei Gänge. Nach 20 Kilometern auf der vierspurigen Schnellstraße nahm ich all meinen Mut zusammen und fragte, ob es einen besonderen Grund gäbe, dass sie nicht hochschaltete. Ich hatte Angst, bald in einer Qualmwolke stehen zu bleiben.

»Als ich den Führerschein gemacht habe, hatten die Autos nicht so viele Gänge«, erklärte sie. Mit dieser Antwort verblüffte sie mich fast mehr, als es die Fähigkeiten des Autos taten.

In Jerusalem zeigte sich, dass auch das Navigieren nicht die Stärke dieser Lehrerin war, denn wir landeten mitten im ultraorthodoxen Viertel Me'a Sche'arim. Ich kannte Jerusalem nicht gut und konnte nicht helfen. Als wir endlich einen altstadtnahen

arabischen Stadtteil erreichten, war die Lehrerin richtig erleichtert – normalerweise reagieren Juden eher umgekehrt.

Das Treffen hatte schon längst begonnen und ich durfte mich den etwa vierzig Lehrerinnen und Lehrern kurz vorstellen. Die Moderatorin lächelte mich an und sagte, ich könne Fragen aufschreiben und diese später stellen. Für meine Arbeit wollte ich die Meinung palästinensischer Teilnehmer zum Thema Demokratie in den palästinensischen Autonomiegebieten hören. Ich formulierte Fragen zur Pressefreiheit, zur Meinungsfreiheit, zu Rechten der christlichen Minderheit, zur Lage der Frau und zur Machtregulation des Präsidenten Arafat. Ich dachte, die palästinensische Gesellschaft hätte sicher eine gute Ausgangslage, denn sie bauten ihren zukünftigen Staat gerade erst auf.

In der Pause erwischte mich die kühle Jerusalemer Bergluft ganz unvorbereitet. Bei uns an der Küstenebene blieb es abends viel wärmer. Die Lehrerin schaute nach ihrem Pudel, ich blickte auf die Altstadtmauer und war von den schönen Lichtern fasziniert. Als ich in den Raum zurückging und meine Fragen nochmals durchgehen wollte, lag mein Spiralheft anders, als ich es hinterlassen hatte, und die Seite mit den Fragen war verschwunden. Ich schaute nach rechts und links. Ein älterer arabischer Mann mit Sakko sah in meine Richtung. Meine Frage, ob er vielleicht jemanden bemerkt habe, der mein Heft in die Hand genommen hatte, verneinte er. Ich erklärte, dass eine Seite fehlte. Er meinte, ich hätte doch noch genug Seiten übrig. »Ja«, antwortete ich, »aber gerade auf der Seite hatte ich mir Fragen für heute notiert.« Der Mann machte eine Handbewegung, die »weg« bedeutet, und sagte auf Arabisch »tachalak ma'a er-rih« (»mit dem Wind weggeflogen«). Ich verstand nicht, was er damit meinte.

Eine jüdische Lehrerin nahm mich zur Seite und erklärte, jemand wolle wahrscheinlich die peinliche Situation vermeiden, die solche direkte Fragen verursachen würden. Ich solle es nicht persönlich nehmen, es sei bei den Arabern wohl anders.

Hiermit hatte ich meine erste Lektion über Tabus in der palästinensischen Gesellschaft und den Umgang mit ihnen erhalten.

Das Ende der Jugend

Im September 2000 war ich gerade mit der Schule fertig und fuhr mit meiner künftigen Ehefrau für eine Woche in die Schweiz. Als wir im malerischen Kanton Waadt unterwegs waren, kam im Radio eine Meldung über Unruhen während des Besuches von Ariel Scharon auf dem Tempelberg. Die folgenden Tage brachten eine Hiobsbotschaft nach der anderen.

Am nächsten Morgen erschoss ein palästinensischer Polizist seinen israelischen Kollegen auf einer gemeinsamen Patrouille, ein Kopfschuss, dem kein Streit vorangegangen war. Nach dem Mittagsgebet warfen Massen Steine auf Juden vor der